

Xinran

*Wolkentöchter*

Aus dem Englischen  
von Ulrike Wasel und Klaus Timmermann



**DROEMER\***

Die englische Originalausgabe erschien 2010 unter dem Titel  
»Message from an Unknown Chinese Mother. Stories of Love and Loss«  
bei Chatto & Windus.

**Besuchen Sie uns im Internet:  
[www.droemer.de](http://www.droemer.de)**



Vollständige Taschenbuchausgabe Juli 2015  
Droemer Taschenbuch  
© 2010 Xue Xinran  
Published by arrangement with Marco Vigevani Agenzia Letteraria,  
on behalf of Toby Eady Associates Ltd.  
Für die deutschsprachige Ausgabe:  
© 2011 DroemerVerlag  
Ein Imprint der Verlagsgruppe Droemer Knaur  
GmbH & Co. KG, München  
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –  
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.  
Covergestaltung: Network! Werbeagentur GmbH  
Coverabbildung: frank blum/bobsairport  
Satz: Adobe InDesign im Verlag  
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck  
ISBN 978-3-426-30454-9

*Ein Buch für chinesische Adoptivkinder  
und für MBLer*



# Vorwort

## Ein Buch für adoptierte Töchter



Es hat lange gedauert, bis ich den Mut aufbrachte, mich erneut gewissen Erinnerungen und persönlichen Erfahrungen zu stellen, die ich als Reporterin in China sammelte. In *Verborgene Stimmen* schrieb ich über jene tapferen Frauen, die der Radiomoderatorin, die ich damals war, ihre Geschichten erzählten. Aber es gab einige Geschichten, über die ich nicht berichtete, weil ich es einfach nicht über mich brachte. Sie waren zu quälend und berührten mich persönlich zu sehr. Ich bin keine besonders mutige Frau. Ich bin bloß eine Frau, die sich danach sehnt, eine mütterliche Umarmung und jenes lebenslange Band der Liebe und Nähe zwischen Mutter und Tochter zu spüren. Nach und nach durchdrang mich diese Sehnsucht immer mehr, bis sie schließlich mein Denken völlig beherrschte. Das Wiedererwecken jener Erinnerungen barg die Gefahr, alte Wunden aufzureißen: Ich würde meine eigene Mutter mehr denn je vermissen und noch stärker darunter leiden, dass ich diese Art Liebe nie haben würde.

Als ich 2002 auf der internationalen Buchmesse im australischen Melbourne eine Rede hielt, wurde ich aus dem Publikum gefragt: »Xinran, was ist Ihr größter Traum?« Ich sagte: »Eine Tochter zu sein.«

Ein Raunen lief durch die mehreren hundert Menschen im Saal. »Aber Sie sind geboren worden, also müssen Sie jemandes Tochter sein!«

»Im biologischen Sinn, ja«, erwiderte ich. »Ich wurde in eine traditionelle Kultur hineingeboren, habe aber als Kind brutale politische Umwälzungen erlebt. Meine Mutter und ich lebten in Zeiten, in denen familiäre Bindungen nichts galten. Demzufolge kann ich mich nicht erinnern, je von meiner Mutter gehört zu haben, dass sie mich liebt, oder auch nur umarmt worden zu sein.«

Nach dem Vortrag wartete eine ganze Reihe von grauhaarigen Frauen an dem Wagen, der mich zurück zum Hotel bringen sollte. Sie seien da, so sagten sie, um mir eine mütterliche Umarmung zu schenken. Eine nach der anderen kam zu mir, schloss mich in die Arme und küsste mich auf die Stirn ...

Unwillkürlich liefen mir die Tränen übers Gesicht. In meinem Innern schrie ich: Ihre Warmherzigkeit erfüllt mich mit Dankbarkeit, aber wie sehr wünschte ich mir, meine eigene Mutter hätte mich halten können. Ich sehne mich so schrecklich nach der Liebe meiner Mutter! Und das ist der Grund, warum ich Angst davor hatte, Erinnerungen heraufzubeschwören, die mich damals so viele Tränen gekostet haben, und mich mit dem Schmerz von Frauen zu beschäftigen, die ihre Töchter preisgegeben hatten. Sogar noch schwerer war es, die Frage zu hören, die in fremde Kulturen adoptierte chinesische Mädchen stellten: »Xinran, wissen Sie, warum meine chinesische Mutter mich nicht gewollt hat?«

Meine Bücher sind in über dreißig Sprachen übersetzt worden, und infolgedessen habe ich Fotos, Tonkassetten

und Videos von Adoptivfamilien und adoptierten chinesischen Mädchen aus der ganzen Welt erhalten. Ihre Briefe haben mich getröstet, wie die beiden folgenden (und die anderen auf den Seiten 273–278), und aufgrund ihrer Ermutigung habe ich endlich doch die Geschichten von chinesischen Frauen niedergeschrieben, die ihre Babys weggeben mussten ...

*Liebe Xinran,*

*ich bin die (Adoptiv-)Mutter von zwei wunderbaren chinesischen Mädchen. Meine Töchter sind jetzt elf und neun. Beide sind glücklich in unserer Familie, und wir lieben sie sehr. Aber sie werden nie vergessen, dass jede von ihnen in China eine leibliche Familie hat. Sie lieben ihre leibliche Mutter, und genau wie Sie würden beide gern das Gesicht ihrer leiblichen Mutter sehen und ihre Stimme hören. Bitte schreiben Sie Ihr Buch, damit unsere Mädchen das Herz ihrer leiblichen Mutter besser verstehen können. Wir haben ihnen gesagt, dass wir nach diesen Müttern suchen werden, wenn sie das möchten, aber wir haben ihnen auch gesagt, dass die Suche vielleicht vergeblich sein wird. Die Botschaft, die Sie von leiblichen Müttern übermitteln, wird vielleicht das Einzige sein, das sie je von ihren chinesischen Familien erfahren.*

*Auf jeden Fall können Sie den chinesischen Müttern sagen, dass ihre Töchter sie nicht vergessen haben. In unserer Familie werden die leiblichen Mütter geehrt. Meine Töchter und ich lernen Putonghua. Wir sind schon zweimal gemeinsam nach China gereist. Sie lieben das Land ihrer Geburt ebenso, wie ihr Vater und ich es lieben. Wir sind stolz, eine amerikanisch-chinesische Familie zu sein.*

*Bitte bestellen Sie ihren chinesischen Müttern, dass wir mit  
Liebe, Dankbarkeit und Hochachtung an sie denken!*

*Vielen Dank,  
Familie Macechko  
(USA)*

*Liebe Xinran,  
es war eine Freude, von Dir zu hören. Ich verstehe ganz  
genau, was Du damit gemeint hast, dass Dein »Kopf« erst  
Tage nach Deinem Körper ankommt. Um die Welt zu flie-  
gen ist einfach eine sehr seltsame Erfahrung.*

*Bitte, bitte, bitte schreib Wolkentöchter! Du musst das Buch  
für all diese Mädchen schreiben. Mei und Xue fragen immer  
noch, warum ihre »Bauchmami« nicht für sie sorgen konn-  
te. Und ich muss ihnen antworten, dass ich es nicht weiß.  
Weil ich es nicht weiß. Ich kann nicht lügen. Ich kann nur  
raten – vielleicht war Armut der Grund, vielleicht postnatale  
Depression, vielleicht Vergewaltigung, vielleicht die Tatsache,  
dass sie Mädchen sind, vielleicht war die Mutter zu jung.  
Auch den Schmerz kann ich nur erahnen. Ich sammle alle  
Bücher und Zeitungsausschnitte über China, damit die  
Mädchen, wenn sie größer sind, nachlesen können, wie das  
Leben war, und es vielleicht besser verstehen – verstehen,  
was ihre leibliche Mutter erlebt hat. Aber wenn Du Repor-  
tagen über die chinesischen Mütter schreiben würdest, wäre  
das eine viel bessere Erklärung.*

*Ich konnte Dein Buch »Verborgene Stimmen« nicht lesen,  
weil ich es zu schmerzlich fand. Ich habe geweint und ge-  
weint und geweint. In jeder Frau stellte ich mir Meis und  
Xues Mutter vor – und was sie ertragen musste und wel-  
cher Verlust es für sie war, ihre Babys weggeben zu müssen.*

*Irgendwann müssen all diese adoptierten Mädchen verstehen, dass ihre Mütter sie (hoffentlich) nicht weggegeben haben, weil sie sie nicht lieb hatten, sondern weil das Leben zu hart und unerträglich war. Das müssen sie voll und ganz verstehen. Nur so kann der Schmerz der Ablehnung wirklich gelindert werden.*

*Mei und Xue haben so viel Freude in unser Leben gebracht. Durch sie ist Barrys und mein Leben erst vollkommen, und in unserer Familie herrscht eine wunderbare Nähe. Aber mir ist bewusst, dass es irgendwo eine Mutter gibt (falls sie noch lebt), die wegen ihrer Mädchen einen tiefen Schmerz empfindet. Sie sollte wissen, dass ihre Mädchen ein glückliches Leben führen und dass sie sich keine Sorgen machen muss. Aber ich weiß auch, dass das Leben kompliziert ist und dass ein wohlmeinender Westler schnell große Probleme heraufbeschwören kann.*

*Die Mothers'-Bridge-of-Love-Stiftung finde ich absolut sinnvoll. Sie ist sehr wichtig. Die Verbindung zwischen all diesen Mädchen und ihren Müttern. Die Verbindung zwischen den Frauen dieser Welt ist sehr wichtig. Für manche sind Deine Bücher bloß Geschichten, aber für viele von uns sind sie sehr viel mehr. Irgendwann werden Mei und Xue Deine Bücher lesen und das Leben ihrer leiblichen Mutter und Großmütter ein wenig besser verstehen. Dafür können wir Dir nur danken.*

...

*Viele liebe Grüße (auch von Mei und Xue). Sie sind richtig fasziniert von Dir – Xue liest sehr gern und findet es toll, dass Du Bücher schreibst. Sie hat mich gebeten, Deine Mail vorzulesen (und ich hab es getan, auszugsweise). Beide Mädchen fühlen sich Dir irgendwie verbunden. Das ist sehr*

*interessant. Komm bald wieder und besuch uns! Wenn Du das nächste Mal da bist, musst Du bei uns wohnen.*

*Herzlich, Ros  
(Neuseeland)*

Ich habe so viele Briefe erhalten, dass ich förmlich von ihnen überschwemmt wurde. Was in ihnen stand, lässt mir keine Ruhe und drängt mich oft zu der Frage: Wenn ich selbst eine adoptierte Tochter wäre, wie würde ich damit umgehen? Wo würde ich Antworten auf die Fragen finden, die ein so seltsamer Start ins Leben zwangsläufig aufwirft?

Im April 2007 kehrte ich nach China zurück und suchte erneut das Gespräch mit meiner Mutter. Ich wollte mich von den Erinnerungen befreien, die in den tiefsten, dunkelsten Winkeln meiner Seele ruhten; ich wollte ihr erzählen, was mir, ihrer Tochter, während der Kulturrevolution widerfahren war, als sie nicht bei mir war. Ich wollte ihr die alptraumhaften Qualen verständlich machen, die ich durchlitten habe und die mich noch immer verfolgen. Sie sollte begreifen, wie sehr sie mir fehlte, wie sehr ich mich noch immer nach ihr sehne, nach meiner Mutter. Aber genau wie bei zahllosen früheren Begegnungen bekam ich kein Wort heraus. Ich saß nur stumm vor ihr, in Tränen aufgelöst. Aber diesmal war etwas anders: Während ich schweigend dasaß, begriff ich allmählich, wie sich diese adoptierten Töchter danach sehnen, ihre leiblichen Mütter zu verstehen und ihnen sagen zu können, wie sehr sie sie lieben. Ich erkannte, dass ich in gewisser Weise eine von ihnen bin. An diesem Tag beschloss ich, die Geschichten, die ich schon so lange mit mir herumtrug, aufzuschreiben,

so schmerzhaft das auch sein würde. Ich würde meine Gedanken und Gefühle über Mütter und über das Leben mit adoptierten Töchtern mit anderen teilen und so den Adoptivmüttern für die Liebe danken, die sie ihren chinesischen Töchtern entgegenbringen.

Als die Erinnerungen allmählich an die Oberfläche drangen und ich zum Stift griff, um mit dem Schreiben anzufangen, befielen mich andere Ängste: Sollte ich eine Dokumentation schreiben oder die Geschichten fiktionalisieren? Was sollte ich ins Buch hineinnehmen, was weglassen? Welches Bild ihrer leiblichen Mütter würde ich den Adoptivkindern vermitteln? Sollte ich die Fakten ausschmücken oder bei den nackten Tatsachen bleiben? Sollte ich mich bei der Auswahl dieser Tatsachen von meinen Emotionen lenken lassen? Fast zehn Monate lang schlug ich mich mit diesen Fragen herum, ehe ich schließlich die Antworten fand. Das Buch sollte ein ehrliches Protokoll des Lebens der Mütter werden, ein Geschenk der Mutter-Tochter-Liebe, das ich, eine Tochter, mit anderen Töchtern teilen konnte, die Botschaft einer namenlosen chinesischen Mutter an ihre Tochter, wo auch immer diese sein mochte.

Am 2. Februar 2008 begann ich in einem kleinen Haus am Meer, an der Blues Point Road in Sydney, das Buch zu schreiben. Seltsamerweise wurde der Auftakt meiner Arbeit von zwei Wochen währenden Unwettern begleitet, wie sie in der südlichen Hemisphäre manchmal im Sommer vorkommen. Wusste der Allmächtige um das emotionale Chaos, das in mir tobte, um meine Angst davor, diese Erinnerungen zu Papier zu bringen? Wurde mein Entschluss auf dramatische Weise bekräftigt?

Der 7. Februar fiel auf das chinesische Neujahrs- oder Frühlingsfest, und die australischen Medien berichteten über die Abertausende Chinesen, die zu den Feierlichkeiten zusammenkamen. Unter ihnen waren auch über einhundert Familien, die chinesische Kinder adoptiert hatten. Während ich diese Mädchen in ihren chinesischen Kostümen beobachtete, die ihre australischen Eltern fragten, was es mit dem Frühlingsfest eigentlich auf sich habe, befielen mich sehr gemischte Gefühle. Waren diese Mädchen wirklich Töchter Chinas? Ja, ich denke, sie waren es. Wie ein altes Sprichwort sagt: Wenn Orangen aus dem Süden in den Norden verpflanzt werden, sind sie nach wie vor Orangen, selbst wenn sie etwas anders schmecken. Ich glaube, auch wenn diese Mädchen in einem fremden Land und einer fremden Kultur aufgewachsen sind, fließt in ihren Adern noch immer das Blut ihrer chinesischen Mütter.

Aber was empfinden ihre leiblichen Mütter? Ist die namenlose chinesische Mutter froh oder traurig, wenn sie weiß, dass ihre geliebte Tochter jetzt in den Armen einer anderen Mutter glücklich ist? Ich selbst habe weder eine Tochter geboren, noch bin ich die Mutter einer Adoptivtochter, aber ich muss jedes Mal weinen, wenn ich mir vorstelle, was sie empfinden. Und ich habe mal ein kleines Mädchen verloren, das für mich wie eine Tochter war, daher kann ich mir ungefähr vorstellen, was sie empfinden. Da ist eine Leere, die sich niemals füllen lässt, da ist ein Schmerz, den die unglückliche leibliche Mutter empfindet, den die Adoptivfamilie im Westen empfindet und den nicht zuletzt die Tochter empfindet, die den Rest ihres Lebens in einem Zwiespalt verbringen wird – weil das

Leben, das sie lebt, das Produkt großer Freude und großen Leides zugleich ist.

Die Namen der Menschen und Orte, die in diesem Buch genannt werden, wurden allesamt geändert, um die Identität der leiblichen Mütter zu schützen. Aber ihre Geschichten sind ausnahmslos wahr.



# 1

## *Die Begegnung mit der ersten Mutter, die ihre Töchter verloren hat*



Ich heiße Waiter, wie das englische Wort für Kellner. Aber ich warte keinen Gästen in einem Restaurant auf, sondern warte auf eine Zukunft, die niemals kommt.

**A**ls ich China im Sommer 1997 den Rücken kehrte und nach England ging, reiste ich mit dem emotionalen Gepäck von vierzig schweren Jahren in China – während meine gesamte materielle Habe in einem einzigen Koffer verstaut war. Ich fuhr in ein Land, über das ich nichts wusste, und ich brachte nahezu nichts in mein neues Leben mit. Ich konnte nur einige wenige Stücke »Heimat« mitnehmen, und die durften nicht schwerer als fünf- undzwanzig Kilo sein.

Abgesehen von einigen Artikeln des täglichen Bedarfs, die sich bei mir schon immer in Grenzen hielten, gab es andere Habseligkeiten, an denen ich besonders hing und die ich bis zu meiner Abreise im Laufe von zwanzig Erwachsenenjahren zusammengetragen hatte: hauptsächlich Bücher, Steine und Musikkassetten. All diese Dinge hatten mich zu

der Person gemacht, die ich bin, als Frau wie auch als Mutter; und die Geschichte von »der ersten Mutter« muss mit meiner eigenen Reise beginnen ...

Meine Liebe zu Büchern begann, als die Flammen der Kulturrevolution eine bis dahin glückliche Kindheit zerstörten. Tagtäglich wurde ich von anderen in der Schule gepiesackt und verprügelt, bis irgendwann einer meiner Lehrer Mitleid mit mir hatte und mich in ein Hinterzimmer voller Bücher brachte, die er vor den Autodafés der Roten Garden gerettet hatte. In diesem kleinen Raum (wie in *Verborgene Stimmen* beschrieben), dessen Fenster mit Zeitungspapier zugeklebt war, begann ich, in dem Licht zu lesen, das durch ein kleines Loch hereinfiel. Das erste große Werk der Literatur, das mir eine Flucht aus meinem Elend bieten sollte, war eine chinesische Übersetzung von Victor Hugos *Les Misérables*. Als ich las, welche Demütigungen die kleine Cosette erdulden musste, während sie in dem schäbigen Gasthaus schuftete, stellte ich erstaunt fest, dass es Menschen auf der Welt gab, denen es noch sehr viel schlechter erging als mir.

Die Kämpfe in *Les Misérables*, das Elend und die blutigen Auseinandersetzungen, die das Leben seiner Protagonisten zeichneten, rückten in jenen dunklen Tagen für mich wieder einiges ins rechte Lot. Ich war nicht das einzige einsame, leidende Kind. Ich lebte in der wirklichen Welt, und die war nicht nur böse. Wenigstens musste ich nicht wie diese Romanfiguren von der Hand in den Mund leben, während um mich Kämpfe tobten. Wenigstens hatte ich genug zu essen, und ich hatte Bücher.

Ich begann, fast mein ganzes Geld für Geschichtsbücher, Biografien, Bücher über die Kulturen der Welt und Über-

setzungen der Klassiker auszugeben, bis ich schließlich kaum noch wusste, wohin damit. Jeder neue Band schenkte mir nicht nur ein wunderbar befriedigendes Gefühl, sondern auch neues Wissen, und ich las bis tief in die Nacht. Als ich emigrierte, musste ich nicht nur in einem fremden Land Wurzeln schlagen und noch mal ganz neu »erwachsen« werden. Ich musste auch schmerzlichen Abschied von meiner Büchersammlung nehmen, die inzwischen mehrere tausend Bände umfasste. Über zweitausend gingen an den Baixia-Kinderpalast in Nanjing, wo ich eine kleine Bibliothek für Eltern einrichtete, die ihre Kinder jedes Wochenende dorthin brachten, damit sie verschiedene künstlerische Fertigkeiten erlernten. Weitere rund zweitausend Bücher stiftete ich den Ehefrauen von freiwilligen Soldaten aus Armutsgebieten, von denen viele nicht lesen und schreiben konnten. Die Bücher sollten als Grundstock einer Bildungsbibliothek für Erwachsene dienen. Fast zweitausend illustrierte Bände über China, Geschichte und Leben in anderen Ländern sowie Unmengen von Kinderbüchern gingen an die Wanderarbeiterinnen, die in den Stadtrandbezirken auf engstem Raum zusammenlebten. Ihre Kinder waren die Ersten in der Familie, die in einem städtischen Umfeld aufwuchsen, aber sie hatten noch nie an irgendwelchen kulturellen Aktivitäten teilgenommen. Ich hoffte, diesen zukünftigen Eltern mit meinen Büchern einen Bildungszugang zu ermöglichen. Noch immer blieben zweihundert Bücher übrig, die ich aber auf keinen Fall in meine neue Heimat mitnehmen konnte. Ich lagerte sie im Büro einer guten Freundin ein, wo sie der Welt verkündeten, wie kultiviert sie doch war. Schließlich fanden etwa ein Dutzend Bücher, von denen

ich mich beim besten Willen nicht trennen konnte, den Weg in meinen Koffer.

Meine Liebe zu Steinen – und damit eine sonderbare Sammlung, die sich vom reinen Hobby zu etwas entwickelte, das sehr viel größere Bedeutung für mich hatte – ging auf eine Reise zurück, die ich Ende der 1980er Jahre unternahm. Ich war in ein kleines Bergdorf bei Yulin in der Provinz Shaanxi gefahren, um eine Frau zu interviewen, die so etwas wie eine lokale Legende war. Sie hatte ein tief zerfurchtes Gesicht und rauhe Hände mit deformierten Fingern, in ihre Haut hatte sich der Schmutz von Jahrzehnten eingegraben, und sie roch nach Rauch. Zwischendurch wischte sie sich mit der Hand den Rotz von der tiefenden Nase, um sich dann die Hand an der Kleidung abzuwischen. Wenn ich sie anschaute, fand ich es beinahe unmöglich, ihre außerordentliche Geschichte zu glauben. In den 1950er Jahren, als sie ein junges Mädchen war, kehrten ihre Eltern mit ihr aus Amerika zurück, um beim »nationalen Wiederaufbau« zu helfen, wurden jedoch verhaftet, als die Regierung eine Verschwörung von Auslandschinesen und der feindlichen, in Taiwan stationierten Kuomintang aufdeckte. Sie selbst wurde von einem Freund der Familie in der Nacht vor der Verhaftung der Eltern in die ärmste Region der Shanxi-Berge in Sicherheit gebracht.

Zu Beginn der Kulturrevolution wurde ihre Verheiratung mit einem der mittellosesten Männer der Gegend arrangiert. Das brachte ihr einen gewissen Schutz, weil sie dadurch dem »roten« Lager zugerechnet wurde. Sie hatte drei Fotos behalten, die ihre Geschichte belegten: Auf einem war sie als fröhliches Mädchen in einem Kleid zu sehen,

wie sie ihre Eltern umarmte, auf dem nächsten spielte sie im weißen Abendkleid Klavier, und das dritte zeigte ihre Eltern in westlicher Kleidung vor ihrem amerikanischen Haus. Die Frau, die ich interviewte, sah aus wie eine alte Bäuerin – keine Spur mehr von ihrem früheren wohlhabenden, eleganten Leben –, wenngleich ich eine Ähnlichkeit mit ihren Eltern erkennen konnte.

»Aber wie sind Sie nur ... sind Sie ...?« Ich wusste wirklich nicht, wie ich meine Frage formulieren sollte.

»Wie ich damit fertig geworden bin? Möchten Sie das fragen?« Sie wischte sich erneut die Nase trocken und deutete dann mit ernster Miene auf einen Bach, der durch eine Spalte in dem Felsen nicht weit von ihren Füßen rann. Sie sagte: »Nehmen Sie einen Kieselstein und brechen Sie ihn auf! Dann verstehen Sie es.«

Ich suchte mir einen Kiesel aus und schlug ihn mit einem größeren Stein entzwei, konnte aber in seinem Innern keine Antwort auf meine Frage finden.

»Warum ist ein Kiesel rund?« Sie war sichtlich verärgert über meine Begriffsstutzigkeit.

»Weil er von Wasser und Zeit glatt geschliffen worden ist, nicht?«, antwortete ich zögerlich.

»Und innen? Dringt das Wasser in ihn ein? Genau da ist die Frau.« Sie schleuderte mir diesen letzten Satz entgegen und ging.

Und dann verstand ich, was sie meinte: Eine Frau ist wie ein Kieselstein, den Zeit und Wasser glatt und rund geschliffen haben. Unsere äußere Erscheinung wird durch das Schicksal geformt, das uns im Leben zuteil wird, aber es kann niemals das Herz einer Frau und ihre mütterlichen Instinkte verändern.

Von da an liebte ich Kieselsteine. Sie schienen meinen Wunsch zu symbolisieren, das wahre Wesen chinesischer Frauen auszuloten.

Doch auf meiner Reise rund um die Welt konnte ich keine schweren Steine mitnehmen. Nach langem Grübeln schenkte ich Freunden meine geliebten Kieselsteine, die ich während meiner Reisen als Journalistin gesammelt hatte. Ich weiß nicht, ob sie meine Gefühle im Hinblick auf die Geschichten hinter jedem dieser Steine oder im Hinblick auf den Kieselstein, zu dem ich selbst mit zunehmendem Alter wurde, wirklich verstanden. Um sie würdigen zu können, muss man erkennen, warum sie wertvoll sind. Ich wusste nicht, wie weit meine Reise mich führen oder wie lange sie dauern würde. Ich war einfach nur froh, dass die Kieselsteine, die ich in der Obhut meiner Freunde zurückließ, nicht im Laufe unseres Lebens abgewetzt oder von Katastrophen zerstört werden würden. Nur einen einzigen Stein nahm ich mit. Es war der Stein, der mich über Jahre hinweg auf meinen geistigen und tatsächlichen Reisen durch China begleitet hatte. Ich hatte ihn am Ufer des Jangtsekiang gefunden, als ein seltsames Schicksal bestimmt hatte, dass ich zuerst eine Mutter und dann eine Tochter treffen sollte, deren Geschichte Sie in Kapitel 9 des vorliegenden Buches lesen können.

Die einzigen »modernen« Sachen unter meinen Habseligkeiten waren einige hundert Musik-CDs und etwa einhundert ältere Kassettenaufnahmen. DVDs kamen in China damals gerade erst auf den Markt, und ich konnte sie mir nicht leisten.

(Ich hatte auch nicht viele Videos, und zwar aus einem Grund, den ich vollkommen einleuchtend fand, der ande-

ren jedoch lächerlich erscheinen mag: Sich Videos anzuschauen war in meiner Vorstellung vor allem mit korrupten Beamten verbunden, die tagsüber ihre Sekretärinnen begripschten, sich abends mit Eskortgirls in Karaoke-Bars amüsierten, an den Wochenenden mit ihren Geliebten schliefen und dann nach Hause fuhren, um ihre Ehefrauen zu beschimpfen, weil sie so langweilig seien. Jedes Mal, wenn ich überlegte, mir ein Video zu kaufen, überkam mich der Ekel vor diesen besoffenen Widerlingen. Ich hatte jahrelang Radiosendungen für Frauen moderiert, hatte tränenreiche Klagen von vaterlosen Kindern gehört und freimütige Beichten von Ehemännern, die sich anderen Frauen zugewendet hatten, und dabei hatte ich gelernt, dass die unwiderstehliche Anziehungskraft von Karaoke einer der Gründe war, warum diese Männer ihre Familien so bedenkenlos verließen: die traumähnliche Szenerie, das unvergessliche Lächeln, die anrührenden Texte, der Duft- hauch der Sängerin, die neben ihnen stand ...)

Aber Musikkassetten waren etwas anderes, und es fiel mir unendlich schwer, mich von ihnen zu trennen. Sie hatten mich seit dem Ende der 1980er Jahre begleitet, als die Massenmedien anfangen, ihre Sendungen mit Popmusik oder westlicher klassischer Musik zu untermalen, bis in die ausgehenden 1990er Jahre, als China seine wirtschaftliche Entwicklung mit rasender Geschwindigkeit in Angriff nahm und sich in die westliche Kultur verliebte. Deng Xiaoping stieß die quietschende Tür auf, die China seit Jahrtausenden von der übrigen Welt abgeschirmt hatte, und die Musik, die hereinströmte, speiste die ausgehungerten Seelen der jungen Chinesen, so sah ich das jedenfalls. Damals besaß niemand einen Computer, und die meisten

Menschen hatten weder Fernseher noch Telefon. Der Rundfunk beschränkte sich auf die monotonen Propagandasendungen der Regierung. Im China der 1980er Jahre waren chinesische Lieder und Theaterstücke, die bereits dreißig Jahre zuvor entstanden waren, die fortschrittlichste Form von Kultur. Jeder Chinese, jede Chinesin über vierzig hat einen Lieblingssong, der nie seine Wirkung verfehlt. Die schwungvollen Rhythmen nährten die angeschlagenen, niedergedrückten und ausgelaugten Seelen, und die Texte verhießen Liebe und Zärtlichkeit für Körper, die nach der verbotenen Frucht sexueller Liebe hungerten.

Wenn ich die Briefe meiner Hörerinnen las, kam es oft vor, dass mir dabei wieder und wieder eine beliebte Melodie oder die aufrüttelnden Zeilen eines Songs durch den Kopf gingen, und meine Reaktion darauf war, einen bestimmten Song oder ein paar Takte einer Melodie zu spielen. So wurden diese altmodischen Kassetten für mich zum Archiv des Geistes jener Zeit.

Ich wappnete mich für meinen kühnen Vorstoß in eine vollkommen unbekannte Zukunft im Westen, indem ich die einzige Musik mitnahm, die ich kannte und liebte und ohne die ich mir mein Leben nicht vorstellen konnte: eine chinesische CD von *Paradiesvogel* und zwei Bänder mit Enya Brennan und Schumann.

Robert Schumanns *Träumerei* war die Erkennungsmelodie von *Worte im Abendwind*, der ersten Sendung, die ich für Radio Nanjing moderierte. Nie hätte ich gedacht, dass meine Worte und die weichen, verträumten Klänge des Schumann-Stücks mir über hundert Briefe pro Tag bescheren würden, aber wenn die Musik einsetzte, wusste ich, dass ich als Moderatorin der Sendung mit einer klaren

Sprache meinen ganz persönlichen Stempel aufdrücken würde.

Die chinesische CD von *Paradiesvogel* enthält eine Auswahl der besten Panflötenmusik (Die Panflöte ist ein altes chinesisches Instrument, das in der chinesischen Musik als besonders fröhlich gilt.) von James Last sowie moderne westliche und chinesische Klassiker. Ich mag besonders *Edelweiß* und *Moscow Suburbs' Night*, aber auch die anderen Stücke, die die Hörerinnen meiner Sendung manchmal erwähnten, gefallen mir.

Enya wurde Ende der 1980er Jahre erstmals in den chinesischen Medien gespielt, als diese anfangen, ihre Hauptprogramme live zu senden. (Enya Brennan ist eine irische Sängerin, Musikerin und Komponistin. Sie ist Irlands meistverkaufte Solokünstlerin und nach U2 Irlands größter Musikexport. Ihre Werke wurden mit vier Grammy Awards und einer Oscarnominierung ausgezeichnet. Sie hat in ihrer langen Karriere in sage und schreibe zehn Sprachen gesungen. Enya ist die anglierte Schreibweise ihres irischen Vornamens Eithne, der im Dialekt ihres Heimat-County Donegal so ausgesprochen wird.) Ich hörte ihre Stimme zum ersten Mal, als ich mir im Rahmen meiner Arbeit wie so oft neu veröffentlichte Aufnahmen anhörte, und ich weiß noch, wie beeindruckt ich von diesen trägen Klängen war. Tatsächlich rührte mich ihr Gesang zu Tränen und weckte zugleich unbeschreibliche Emotionen in mir; er war schwebend, traumartig und doch eindringlich und von aufrüttelnder Wucht. Ihre herrliche Musik nahm mich mit auf eine Entdeckungsreise in alle Winkel dieser Welt, eine Reise, die bis heute anhält.

Als ich Enya in meiner Sendung das erste Mal spielte, wählte ich *Evening Falls*, *Orinoco Flow* und *Na Laetha Geal M'Óige* aus ihrem Album *Watermark* als Hintergrundmusik für die Briefe von Hörerinnen. Einer war von einer jungen Frau, die sich *Waiter* nannte. Das alles ist viele Jahre her, aber in meiner Erinnerung ist es frisch wie damals, und jedes Mal, wenn ich Enyas *Evening Falls* höre, muss ich daran denken.

»Liebe Xinran ...« Sie war die erste meiner Hörerinnen, die mich so ansprach, überhaupt die erste in meinen gesamten vierzig Jahren in China. Obwohl auch ich Englisch studiert hatte, verblüffte mich ihr kühner Gebrauch dieser verwestlichten Anredeform. Dazu müssen Sie wissen, dass es, abgesehen von ganz wenigen Fremdsprachenstudenten in Großstädten wie Beijing und Shanghai, niemand gewagt hätte oder auch nur im Traum daran gedacht hätte, jemanden – selbst ein Familienmitglied – mit »liebe/r« anzusprechen, weil diese Anrede gleich zu Beginn der Kulturrevolution als »bourgeoise Sentimentalität« gebrandmarkt worden war. Als ich mit *Worte im Abendwind* auf Sendung ging, verwendete jedenfalls keine der Frauen, die mir tagtäglich schrieben, die Anrede »liebe«. Meistens begannen die Briefe mit »Genossin Xinran« oder irgendeiner anderen respektvollen Formulierung im sowjetischen Stil.

Es folgte ein langer Erguss von zwanzig oder mehr Seiten, in denen sie ihre Geschichte wie folgt erzählte:

Liebe Xinran,  
zunächst einmal danke für Ihre Sendung *Worte im Abendwind*, auf die ich jeden Tag warte und die meinen Kopf immer wieder mit Gedanken füllt.

Wie oft und auf welcher vielfältigen Weise haben Sie Ihre Hörerinnen nicht schon ermahnt, wegen etwas, das in der Vergangenheit liegt, keine Höllenqualen mehr zu erleiden! Sie sagen, wir sollten an jedem neuen Tag die Saat der Möglichkeiten für die Zukunft suchen, wir sollten in unseren Gedanken einen Ort der Stille einrichten, um ihn mit Zukunftsplänen zu füllen, damit unser Leben nicht in der Vergangenheit, die tot und begraben ist, verhaftet bleibt, und wir sollten unsere Fähigkeiten nutzen, um eine bessere Zukunft für uns zu gestalten.

Ich weiß, Sie meinen es gut – Sie möchten nicht, dass rechtschaffene Menschen heute ihr Leben wegwerfen, weil sie Schmerzen erduldet haben oder unter Schuldgefühlen leiden oder Fehler gemacht haben. Obwohl Sie den Ausdruck »Höllensqualen erleiden« verwendet haben, frage ich mich, ob Sie wirklich wissen, was es heißt, Höllensqualen zu erleiden. Glauben Sie wirklich, Menschen können sich so einfach von ihrer Vergangenheit lösen, wie sie aus einer alten Wohnung ausziehen?

Ich möchte Ihnen die wahre Geschichte eines Menschen erzählen, der wirklich Höllensqualen erlitten hat.

Es ist die Geschichte einer ganzen Generation von jungen chinesischen Studentinnen und einer Jugend, die bereits verlorengegangen war, ehe sie richtig genossen werden konnte. Ihr bitterer Nachgeschmack wird Sie lange nicht loslassen.

Waiter ist fünfundzwanzig und seit zwei Jahren mit ihrem Freund zusammen. Er hat ihr einen Heiratsantrag gemacht, aber sie traut sich nicht, ihn anzunehmen. Sie hat zu viel Angst vor der vorehelichen gynäkologischen Untersuchung oder auch davor, ihrem Freund die Wahrheit über

ihre Vergangenheit zu erzählen. (In der einen oder anderen Form war die Überprüfung, ob das Hymen intakt ist, von alters her ein vorehelicher Test, den jede Frau über sich ergehen lassen musste. Diese uralte Sitte blieb selbst im Neuen China nach der Befreiung in allen Gesellschaftsschichten erhalten und starb erst mit den Reformen der 1990er Jahre endlich aus.) Sie wagt kaum zu hoffen, dass sie eines Tages Mutter oder gar Großmutter sein wird, und sie fürchtet sogar, der Mann, den sie liebt, könnte es hören, wenn sie im Schlaf weint. Denn diese Frau hat nicht einfach nur ihre Jungfräulichkeit verloren, sie hat ein Kind bekommen.

Fünf Jahre zuvor erhielt Waiter in der Fremdsprachenabteilung einer Fachhochschule für Telekommunikation einen Studienplatz für westliche Sprachen und Kultur. Die Fachhochschule war in der Provinzhauptstadt, fern von ihrem Heimatort, und so verließ Waiter ihr Zuhause, um zu studieren. Ihre Eltern hatten sie streng erzogen, aber jetzt konnte sie tun und lassen, was sie wollte. Sie las die romantischen Erzählungen westlicher Literatur, sie plauderte und lachte mit den Studenten ebenso wie mit den Studentinnen. Bereits nach wenigen Monaten waren ihr diese Freiheiten zu Kopf gestiegen wie Wein. Ihre Eltern schrieben häufig, die Vorschriften der Fachhochschule hingen überall aus, und die Arbeiter- und Bauernkader kontrollierten das Verhalten der Studenten. Aber davon hatte sie bald die Nase voll. Sie lehnte die gesellschaftlich akzeptierten Verhaltensnormen ab, vor allem, nachdem sie die schockierende Entdeckung gemacht hatte, dass beide Eltern während der Kulturrevolution jeweils den Menschen verlassen hatten, den sie wirklich liebten, um Mitglieder der Roten

Garden zu werden. Sie hatten ihren Vorgesetzten gehorcht, einander geheiratet und anschließend ein Baby abgetrieben, alles, um der Revolution zu dienen. Sie konnte es einfach nicht fassen, dass ihre Eltern, die sie vergöttert hatte, so zynisch und feige gewesen waren. Sie schwor sich, so wie Zhu Yingtai in der alten Legende *Schmetterlingsliebende* nach der wahren Liebe zu suchen. Und wenn sie sie gefunden hätte, würde sie wie Jane Eyre alles opfern, um für ihre Liebe zu kämpfen, und sie würde eine Frau werden, die nur für die Liebe lebt.

Irgendwann im letzten Studienjahr begann ein begeisterungsfähiger junger Mann, mit ihr zusammen englische Aussprache zu üben, und er erzählte ihr von den großen Meisterwerken der Weltliteratur. Wenn sie mit ihm zusammen war, raste ihr vor Aufregung der Puls. Schon allein ihn atmen zu hören war berauschend. Sie wurde von unbändigen Sehnsüchten überwältigt, wie sie sie noch nie erlebt hatte. Irgendwann spürte sie seine Hand auf ihrer Schulter und wandte ihm das Gesicht zu. Sie küssten sich leidenschaftlich in einer Ecke der Bibliothek, wieder und wieder. In dieser Nacht lag sie schlaflos in ihrem Bett im Studentenwohnheim. Als der Tag anbrach, fiel sie in einen erschöpften Schlaf und hörte im Traum, wie eine tiefe Stimme vom Himmel herabdröhnte: »Du bist eine schlechte Frau, die verbotene Früchte stiehlt.« Sie erwachte, lächelte aber vor sich hin. Was war denn schon falsch daran, eine »schlechte Frau« zu sein, wenn sie dabei so glücklich war?

Wir Chinesen, die wir Mitte des zwanzigsten Jahrhunderts geboren wurden, wissen, dass die meisten von uns das Produkt einer sexuell unaufgeklärten Gesellschaft waren. Wir warfen Zuneigung, Sex und Liebe in einen Topf, als gäbe

es da keinen Unterschied, wir verloren unsere animalischen Instinkte und wurde »domestiziert«, es gab keine gültigen Maßstäbe, was richtig und was falsch war, wir hatten keine Möglichkeit zu erkennen, was Liebe war oder was sie bedeutete. In unseren Familien, Schulen und sogar in der Gesellschaft als Ganzes war sexuelle Aufklärung etwas Schmutziges und wurde sogar für schandhaft gehalten. An einem kalten Winterabend in jenem Jahr schlichen sich die beiden Verliebten in eine Küche, die an die Bibliothek grenzte, und dort, neben dem warmen Trog mit Brotteig, wurde das Mädchen zur Frau und schenkte ihre Jungfräulichkeit dem ersten Mann, der sie berührt hatte. Das Blut aus ihrem gerissenen Hymen erschreckte sie nicht – sie wusste aus einschlägigen Büchern, dass man sein Leben und sein Blut geben musste, wenn man ein Opfer bringen wollte. Sie war stolz und froh, für ihren Geliebten zu bluten.

Während der folgenden zwei Wintermonate »bewiesen« die beiden wieder und wieder neben dem warmen Trog mit aufgehendem Teig, wie stark ihre Liebe war. Ihre Kommilitonen meinten, sie wären die fleißigsten Studenten überhaupt, weil sie immer erst so spät abends zurück in ihre Wohnheime kamen. Nie standen sie auf der Liste der abwesenden Studenten, dafür tauchten ihre Namen häufig auf den Ausleihkarten der Bibliothek auf. Der Himmel meinte es wohl gut mit ihnen, so oft ließ er sie ungestraft von den verbotenen Früchten kosten, und das in einer Zeit, in der es jungen Männern und Frauen verboten war, engen persönlichen Umgang miteinander zu pflegen.

Aber verboten waren diese Freuden nun mal, und als die junge Frau zwei Monate später zum Neujahrsfest nach

Hause fuhr, war ihre Periode ausgeblieben. Sie wusste nicht, was das bedeutete – ihre Eltern hatten ihr in der Pubertät keinerlei Möglichkeit zu sexueller Aufklärung verschafft. Die beiden lebten neben ihr wie Arbeitsmaschinen. Seit sie sich erinnern konnte, hatten sie ihre Liebe davon abhängig gemacht, ob sie fleißig lernte, hatten nur eines von ihr gewollt, nämlich dass sie studierte. Sie hatten nicht mal Verständnis dafür, dass sie als junges Mädchen hübsch aussehen wollte. Ständig hielten sie ihr vor, sie müsse »stark sein, Selbstachtung haben und ein arbeitsames, einfaches Leben leben«.

Die zwei Wochen Ferien zum Neujahrsfest kamen ihr vor wie Jahre. Zurück an der Fachhochschule, traf sie sich am ersten Tag mit ihrem Freund neben dem Teigtrog.

Nachdem sie sich geliebt hatten, hielt ihr Freund sie in den Armen und flüsterte: »Wenn du das nächste Mal deine Periode hast, treffen wir uns trotzdem wieder hier. Die Biologie sollte unserer Liebe nicht im Weg stehen. Ich mache bald meinen Abschluss, und wer weiß, wohin ich dann geschickt werde, um zu arbeiten? Ich will keinen einzigen Abend von unserer gemeinsamen Zeit versäumen.«

Ein ungeheures Glücksgefühl durchströmte sie bei seinen Worten. »Liebster, keine Sorge«, raunte sie. »Ich hab eine schöne Krankheit, ich hab schon seit zwei Monaten meine Periode nicht mehr bekommen.«

»Was? Zwei Monate? Hast du denn keine Angst?« Er schob sie von sich weg, nahm ihr Gesicht in beide Hände und sah sie beschwörend an.

Ihr Geliebter wirkte so besorgt, dass sie zutiefst gerührt war und ihre Lippen auf die seinen drückte. »Es ist nichts«, sagte sie sanft. »Ich hab dich nur so sehr vermisst, dass ich

nicht mehr essen oder schlafen kann. Das ist dieselbe Liebeskrankheit, wie sie die Schmetterlingsliebenden hatten.« »Na, dann ist es ja gut«, sagte er und zog sie wieder an sich. Nachdem sie sich an jenem Abend geliebt hatten, fühlte sie sich glücklicher und erfüllter als je zuvor. Doch danach geschah etwas Seltsames. Ihr Geliebter kam tagelang nicht in die Bibliothek. Nach etwa zwei Wochen hielt sie es nicht mehr aus. Noch nie war sie in seinem Unterrichtsraum gewesen oder auch nur in seiner Jahrgangsguppe. Sie hatten vereinbart, ihre Beziehung geheim zu halten. Wären sie entdeckt worden, hätte man sie nicht nur bestraft, sondern auch zur Trennung gezwungen. Doch das war ihr jetzt einleuchtend. Sie suchte überall nach ihm, aber wen sie auch fragte, stets bekam sie zur Antwort, ihr Geliebter habe die Hochschule gewechselt, um seine Chancen auf einen besseren Arbeitsplatz zu erhöhen; er habe Beziehungen spielen lassen und sei sogar noch so kurz vor der Abschlussprüfung an der Universität Beijing angenommen worden.

Er war fort? Ohne ein Wort? Ihr Geliebter, der ihr gesagt hatte, wie sehr er sie liebte, der mit ihr geschlafen hatte! Sie war schockiert und verwirrt. Das konnte nur ein böser Traum sein. Aber ihr anschwellender Bauch riss sie zurück in die Realität: Sie war schwanger.

Die schreckliche Erkenntnis, dass sie schwanger und unverheiratet war, holte sie auf den Boden der Tatsachen zurück. Sie geriet in Panik, war außer sich vor Angst. Der Mensch, den sie über alles geliebt hatte, war einfach aus ihrem Leben verschwunden, während in ihrem Körper ein neues Leben heranwuchs. Sie kaufte sich haufenweise Wundverbände, mit denen sie sich jeden Abend im Schutz ihres Moskitonetzes den Unterleib straff umwi-

ckelte. Ein Philosoph hat einmal gesagt, dass Geschöpfe, die um ihr Leben kämpfen müssen, die widerstandsfähigsten Gene haben. Der Fötus in ihrem Bauch mochte ja von der Gesellschaft abgelehnt werden, aber er forderte dennoch sein Recht auf Leben ein. Und kein Verband würde ihn daran hindern weiterzuwachsen.

Das Wetter wurde wärmer und wärmer, und sie trug kaschierende Schlapperpullover, unter denen sie in Schweiß gebadet war. Aber ihre Kommilitonen waren mindestens ebenso ahnungslos, wie sie es gewesen war, wenn nicht sogar noch mehr. Sie sagte, sie komme aus dem Süden und würde selbst im Sommer leicht frieren, und niemand stellte weitere Fragen. Sie hatten ohnehin mit dem Studium alle Hände voll zu tun. Eines Tages konnte sie die Hitze einfach nicht mehr ertragen und bat um Erlaubnis, ins Wohnheim zu gehen und sich hinzulegen. Es waren noch drei andere Studentinnen da, aber als sie gegangen waren, zog sie ihre Sachen aus, um sich Kühlung zu verschaffen. Plötzlich kam die Putzfrau herein – und hatte eine Studentin vor Augen, die unverkennbar schwanger war. Die beiden starrten einander wortlos an.

Dann seufzte die Putzfrau und fragte sanft: »Der wievielte Monat?«

»Was soll das heißen?« Waiter runzelte die Stirn, überlegte, was die Frage bedeuten mochte.

»Wie viele Monate ist es her, dass Sie Ihre Periode hatten?«

»Fünf Monate«, antwortete sie und zog sich eine Flanelljacke über.

»Kindchen, Sie sind schwanger!« Die Putzfrau klang besorgt.

»Ich weiß«, sagte Waiter ruhig und knöpfte die Jacke zu.

»Aber ... wieso?«, fragte die Putzfrau bekümmert und aufgewühlt zugleich.

Dieses »Wieso« klang in Waiters Ohren wie eine Anklage. Sie hatte die Frau noch nie zuvor gesehen, und sie war nicht gewillt, sich von einer Fremden Vorhaltungen machen zu lassen. Sie erwiderte abweisend: »Ich habe niemanden, an den ich mich wenden kann. Meine Eltern werden mich umbringen, die Hochschule schmeißt mich raus, und alle werden mich eine Hure nennen.«

»Was ist mit ihm? Hat er denn nichts getan, um Ihnen aus diesem Schlamassel herauszuhelfen?«

»Der? Der ist abgehauen!«, stieß sie zornig hervor.

»Abgehauen? Er ...« Die Stimme der Putzfrau schnappte beinahe über.

Aber Waiter unterbrach sie. »Ich will nicht über ihn reden. Sie würden es sowieso nicht verstehen.«

»Kindchen, ich weiß ja nicht, wie ihr Studierten mit Liebesdingen umgeht, aber hiervon versteh ich was. Ich kann Ihnen helfen.«

»Helfen? Wie denn?«

»Meine Eltern leben in einer kleinen Stadt nicht weit von hier, und meine Tante arbeitet als Ärztin an der dortigen Impfstelle. Sie kann Ihr Kind abtreiben.«

»Ich soll abtreiben? Ein winziges lebendiges Geschöpf töten? Nein, nein, das kann ich nicht!« Aber Waiters Einstellungen beruhten lediglich auf dem, was sie in Büchern gelesen hatte, und auf ihrer Naivität. Sie hatte niemanden, mit dem sie hätte reden können, und darüber hinaus war sie einfach zu unwissend, um eine vernünftige Entscheidung zu treffen oder sich selbst zu schützen.

Die Putzfrau blickte auf den kleinen Wecker, der an ihrer

Schürze befestigt war, und sagte nervös: »Aber wie wollen Sie denn hier das Kind bekommen? Was meinen Sie wohl, was die Hochschule sagen wird, von Ihren Eltern ganz zu schweigen? Sie machen sich was vor, Sie müssen das Ganze mal zu Ende denken! Ich mach jetzt die anderen Räume sauber, und dann komme ich wieder.«

Widersprüchliche Gedanken schossen Waiter durch den Kopf, doch schließlich akzeptierte sie den Vorschlag der Putzfrau. Sie fälschte einen Brief, in dem stand, dass ihr Vater ernsthaft erkrankt war, und bat um Sonderurlaub. Dann fuhr sie zu den Eltern der Putzfrau, die sie bei sich aufnahmen.

Nachdem der Grundbesitz dieses Ehepaares vom Staat requiriert worden war, verdienten sich die beiden ihren Lebensunterhalt damit, die Armaturen und Beschläge in einem Hotel zu reinigen und zu polieren. Nur eine unverheiratete Tochter wohnte noch bei ihnen. Die übrigen Kinder hatten sich in der Großstadt Arbeit gesucht. Sie waren einfache Leute, ehrlich und gütig. Als die Tante, die Ärztin, vor dem Eingriff Waiters Blut untersuchte, stellte sie fest, dass die Thrombozytenzahl zu niedrig war. Da sie eine Blutung befürchtete, verschrieb die Ärztin ihr Medikamente und überredete sie, bis zu der Abtreibung noch ein paar Wochen zu warten. Um Waiter aufzupäppeln, schlachtete das Ehepaar nacheinander die Legehennen im Stall, kaufte Ergänzungsnahrung und Stärkungsmittel und kochte ihr jeden Tag eine nahrhafte Suppe. Schließlich lag sie auf dem OP-Tisch.

Als die Ärztin die letzten Untersuchungen vornahm, sagte sie traurig: »Es ist ein schöner, gesunder Fötus, sogar recht groß. Sehen Sie nur, wie kräftig er sich bewegt!«

Waiter brach in Tränen aus, überwältigt von Schuldgefühlen. Sie meinte fast, die empörten Schreie des Babys zu hören: Warum? Warum willst du mich töten? Sie wusste nicht, woher sie die Kraft nahm, aber auf einmal stand sie wieder und schrie: »Nein, ich kann es nicht. Ich kann mein Kind nicht töten!«

Mit großer Entschlossenheit nahm sie den Großteil des Geldes, das ihre Eltern ihr gegeben hatten, und drückte es dem Ehepaar in die Hand. »Bitte lassen Sie mich mein Baby hier bekommen!«

Sie brachte ein voll ausgetragenes Kind zur Welt – eine rundliche, zarthäutige Tochter. Sie nannte sie »Mei«. Dieses chinesische Schriftzeichen bedeutete, dass das stille kleine Wesen großes Unglück überlebt hatte. Das Ehepaar schüttelte nur verwundert den Kopf. Dieses seltene Schriftzeichen hatten sie noch nie gesehen.

Als der Geburtsmonat vorüber war, überbrachte die Putzfrau ihr einen dicken Umschlag. (In China ist es Tradition, dass sich eine Frau nach der Niederkunft einen Monat lang ausruht. Das erwartet man von ihr. Sie hütet das Haus und bekommt besonders nahrhafte Kost. Mutter und Kind dürfen nicht ins Freie, weil sie dort Kälte, Wind und Viren ausgesetzt sein könnten, und die Mutter sollte weder baden noch duschen, um sich nicht zu erkälten.) Er enthielt eine Vermisstenanzeige, die die Hochschule erstattet hatte, und einen Brief, in dem die Schule erklärte, Waiter sei zwangsexmatrikuliert worden, weil sie den Brief gefälscht hatte, in dem von der Krankheit ihres Vater die Rede war. Dazu einige Briefe von ihren Eltern, die zunächst besorgt fragten, wo sie war, und schließlich sowohl der Hochschule als auch ihr mitteilten, dass sie sie verstießen.

Sie war also nicht nur von der Hochschule geflogen, weil sie gelogen hatte, sondern sie hatte noch dazu Schande über ihre Eltern gebracht, die nichts mehr mit ihr zu tun haben wollten, weil es ihnen wichtiger war, »das Gesicht zu wahren«. Der einzige Mensch, der ihr nun noch blieb, war ihre vier Wochen alte Tochter.

Mit ihrer Tochter im Arm las Waiter die Briefe unter Tränen. Als sie sich ausgeweint hatte, sagte die Putzfrau zu ihr: »Lassen Sie die Kleine bei meinen Eltern! Sie werden sich um sie kümmern. Auf sich allein gestellt, ohne Ehemann oder Familie, wie wollen Sie da zurechtkommen?«

»Nein, das wäre zu selbstüchtig von mir. Ihre Eltern haben mir schon so viel geholfen, ich kann sie nicht auch noch darum bitten. Wenn es ein Junge geworden wäre, hätten sie ihn behalten können, und er hätte der Familie genützt. Aber Mädchen gelten ja nichts. Außerdem sind Ihre Eltern nicht mehr die Jüngsten, und sie arbeiten noch immer fast rund um die Uhr, um existieren zu können und ein bisschen fürs Alter zurückzulegen. Ich kann ihnen keine weitere Belastung mehr zumuten.«

Und so nahm Waiter die kleine Mei, die damals erst sechs Wochen alt war, und folgte dem Menschenstrom, den Deng Xiaopings Wirtschaftsreformen in Gang gesetzt hatten, hinunter in den Süden nach Guangdong. Dort, weit weg von ihrer Familie und den Erinnerungen an die Vergangenheit, hoffte sie, neu anfangen zu können.

Die Wirklichkeit sah jedoch genauso aus, wie die Putzfrau prophezeit hatte: Für eine Frau ohne Ehemann oder Angehörige, noch dazu mit einem Baby belastet, war es unmöglich, Arbeit zu finden. In den Wohnheimen der großen Fabriken schliefen die Frauen zu siebt oder acht in

einem Raum. Sie hatten kaum genug Zeit, um sich von der schweren Arbeit und den Überstunden zu erholen. Ein unruhiges, weinendes Baby mit im Schlafsaal zu haben war ein Ding der Unmöglichkeit. Und Waiter konnte auch keine eigene Unterkunft mieten, weil keine Tagesmutter bereit gewesen wäre, mit Mutter und Kind gemeinsam in einem winzigen Zimmer zu hausen. Inzwischen waren ihre Ersparnisse beinahe aufgebraucht, und sie hätte es sich niemals leisten können, ein zusätzliches Zimmer für eine Tagesmutter zu bezahlen.

Eine Zeitlang versuchte sie, trotzdem irgendwie über die Runden zu kommen, doch schließlich konnte sie sich nichts mehr vormachen: Ihre Tochter wurde immer dünner und schwächer. Als letzten Ausweg beschloss sie, Mei vor der Tür eines Waisenhauses in Guangzhou, der Provinzhauptstadt von Guangdong, auszusetzen. Sie hoffte, dass die Kinderfürsorge sich der Kleinen annehmen würde. Sie versteckte sich ein Stück entfernt und wartete, bis sie sah, dass das Baby von einer Mitarbeiterin gefunden wurde. Sie hoffte, ihre Tochter noch ein letztes Mal weinen zu hören, doch Mei gab keinen Laut von sich. Konnte es sein, dass dieses kleine Mädchen schon so viel verstand, dass es seiner Mutter noch mehr Kummer ersparen wollte?

Sobald ihre Tochter hinter der Tür des Waisenhauses verschwunden war, hastete Waiter zum Bahnhof, wusste sie doch, dass sie sonst Gefahr lief, gegen die Tür zu trommeln und ihre Tochter zurückzuverlangen. Im Bahnhof hockte sie in einer Ecke des Wartsaals und weinte untröstlich. Ein paar Leute scharten sich besorgt um sie, verließen sich aber dann allmählich wieder und überließen sie sich selbst. Mit

dem milchbefleckten Lätzchen ihrer Tochter in der Hand stieg sie in einen Zug nach Zhuhai.

Vier Monate später fand sie endlich einen festen Arbeitsplatz. Sie fuhr mit dem Nachtzug zurück nach Guangzhou und eilte zu dem Waisenhaus – das, wie sie feststellen musste, mitsamt ihrer Tochter verschwunden war. Übrig war nur noch ein Haufen Schutt. Das Gebäude, so erfuhr sie, war abgerissen worden, das Waisenhaus geschlossen.

Geschlossen? Was war mit den Kindern? Niemand wusste es. Wie von Sinnen rannte sie von einer Behörde zur nächsten, vom lokalen Stadtteilkomitee zur Stadtverwaltung, vom Stadtplanungsamt zur Abrissabteilung. Aber niemand konnte ihr sagen, was aus den Waisenkindern geworden war.

In China gab es damals so viele Dinge, die ungeklärt blieben.

Xinran, können Sie sich die Gefühle der Frau vorstellen, die ihre Tochter verloren hatte? Nie wieder glücklich sein können, dazu verdammt sein, den Schmerz stumm zu erleiden – können Sie sich das vorstellen? Könnten Sie die Erinnerung an Ihre Tochter verblässen lassen, während sie weiterlebt?

Waiter, die Frau, die wartet, das bin ich. Das ist der Name, den ich mir selbst gab, nachdem ich meine Tochter verloren hatte – Waiter, wie das englische Wort für Kellner. Aber ich warte keinen Gästen auf, sondern warte auf eine Zukunft, die niemals kommt. Früher wusste ich nicht, dass ich wartete. Ich wusste nur, dass ich Buße tat und von Gott bestraft wurde. Verstehen Sie mich nicht falsch, ich bin kein religiöser Mensch, aber ich kann nicht glauben, dass es keinen Gott gibt, weil ich so bestraft werde. Es vergeht kein Tag, ohne dass ich an sie denke. Unwillkürlich schaue

ich jedes kleine Mädchen an, das ich auf der Straße sehe, selbst wenn es zu alt oder zu jung ist. Schließlich könnte dieses Mädchen – so nah, dass ich nur die Hand ausstrecken müsste, um es zu berühren – meine Mei sein. Ich kann keine Fernsehwerbung für Kinderprodukte sehen. Die Mutter und das Kind auf dem Bild, das sollten ich und meine Tochter sein. Ich bin außerstande, in Ruhe ein Buch zu lesen oder Musik zu hören, denn mit der Melodie oder auf den Seiten, die ich lese, erwacht meine Tochter zum Leben. Ich vermisse Mei so sehr, dass mein Leben eine verlassene, unbewohnte Insel geworden ist. Jede Nacht rufe ich ihr von meiner Insel aus zu: »Wie geht es dir, Kleines? Weißt du, dass deine Mutter, die Frau, die dir das Leben geschenkt hat, an dich denkt? Du hast aus ihren Brüsten nicht nur Milch gesaugt, sondern auch die Seele deiner Mutter. Wo bist du? Dein Verschwinden hat meine Erinnerungen zu einem Gefängnis gemacht. Komm zurück zu mir! Komm zu mir, über die Grenzen der Zeit hinweg, und lass mich dein Gesicht berühren, lass mich sehen, dass du lebst und frei bist!«

Ich bin heute zwei Menschen in einer Person. Tagsüber verhalte ich mich wie jede Frau in meinem Alter, arbeite wie verrückt, wünsche mir Anerkennung für alles, für mein Aussehen und meine Kleidung ebenso wie für meine Intelligenz und die Arbeit, die ich leiste. Ich sehne mich nach Liebe, und ich liebe meinen Freund. Aber nachts bin ich dann die einsame Frau, zu der ich geworden bin, niedergedrückt von der Schuld, meine Tochter verlassen zu haben. Meine Sehnsucht nach ihr ist ein rasender Schmerz, der mich zerreißt, so dass ich manchmal das Gefühl habe, davon einen realen, körperlichen Herzinfarkt zu bekommen.

Xinran, glauben Sie wirklich, ich kann die Vergangenheit, die meine Tochter mir beschert hat, hinter mir lassen, sie einfach aus dem Gedächtnis löschen, um in der Gegenwart zu leben und mich der Zukunft zuzuwenden?

Und sie unterschrieb mit: »Waiter, eine leidende Mutter«.

An jenem Nachmittag begann ich wie üblich, mich auf *Worte im Nachtwind* vorzubereiten. Damals mussten wir Radiomoderatoren eine Vielzahl von Regeln beachten: Es war verboten, über Religion zu sprechen, über Meldungen in westlichen Medien, über »freie« Ideen, die nicht strikt mit den Vorstellungen der chinesischen Regierung übereinstimmten, über Vorschläge für eine unabhängige Justiz, über das Privatleben der politischen Führung und über Sex. Ich markierte Passagen aus Waiters Brief mit meinem Rotstift und überlegte mir, wie ich diesen Brief auf Sendung vorlesen sollte, ohne in Tränen auszubrechen und auch ohne die Vorschriften zu missachten. Doch als das Band mit Enyas Musik anlief und meine Sendung begann, merkte ich plötzlich, dass es mir unmöglich war, die Passagen vorzulesen, die ich ausgewählt hatte. Wie konnte ich mit ruhiger Stimme diesen Schrei nach Liebe wiedergeben, den Waiter an ihre Tochter gerichtet hatte? Was wäre das für eine Reaktion auf ihre Not?

Ich riss mich zusammen, rang die Tränen nieder und las die Auszüge so einfühlsam vor, wie ich konnte, diese Rufe nach einem kleinen Mädchen, das wahrscheinlich keine Ahnung hatte, wer seine Mutter war. Ich hoffte, dass irgendwo Menschen es hören und einordnen würden und der verzweifelten Mutter die ersehnten Informationen liefern könnten.

Doch kein einziger der vielen hundert Briefe, die ich nach der Sendung bekam, enthielt irgendeinen Hinweis, der ihr weiterhelfen konnte.

Vielleicht sollte ich das meinen Lesern vorenthalten, aber, um ehrlich zu sein, die meisten Reaktionen auf Waiters Schicksal waren mitleidlos. Man verhöhnte sie, verurteilte sie, und manche äußerten sogar ihre Verwunderung darüber, dass sie so schamlos war und der Welt von ihrem »Hurenverhalten« erzählt hatte.

Ich glaube nicht, dass diejenigen, die ihr Vorhaltungen machten, unfähig waren, Mitgefühl zu empfinden. Aber ich denke, die traditionellen kulturellen Werte Chinas, denen sie ihr Leben lang ausgesetzt waren, hatten ihr Wesen als Mensch verändert. Die »Gebote«, die das Leben vieler Menschen beherrschten, hatten ihnen die normalen menschlichen Instinkte praktisch herausoperiert, so dass sie nicht mehr in der Lage waren, Liebe zu erkennen.

Unser Verständnis von Gegenwart und Zukunft hängt davon ab, was wir in der Vergangenheit erlebt haben.

In den ersten zwei Jahren, nachdem ich allein nach London gegangen war, zog es mich an jedem Wochenende magnetisch in ein McDonald's-Restaurant in der Nähe meiner Wohnung, weil sich dort lärmende Kinderscharen tummelten. Ich hatte Panpan bei meinen Eltern in Nanjing gelassen, zunächst, weil ich herausfinden wollte, ob ich mir eine Zukunft im Westen vorstellen konnte, und dann, weil ich mir in London eine Lebensgrundlage schaffen wollte. Es gab keinen Tag, an dem ich ihn nicht schmerzlich vermisste. Und wenn ich sehnsüchtig an den Sohn dachte, den ich nicht hatte mitnehmen können, hallte mir die gequälte Stimme jener Mutter in den Ohren:

*Wie geht es dir, Kleines? Weißt du, dass deine Mutter, die Frau, die dir das Leben geschenkt hat, an dich denkt? Du hast aus ihren Brüsten nicht nur Milch gesaugt, sondern auch die Seele deiner Mutter. Wo bist du? Dein Verschwinden hat meine Erinnerungen zu einem Gefängnis gemacht. Komm zurück zu mir! Komm zu mir, über die Grenzen der Zeit hinweg, und lass mich dein Gesicht berühren, lass mich sehen, dass du lebst und frei bist!*

Aber mir war weit mehr Glück beschieden als Waiter. Zwei Jahre nach meinem Fortgang aus China konnte ich meinen Sohn Panpan wieder in die Arme schließen und wurde aus der Hölle meiner eigenen Sehnsucht befreit.

Bis heute weiß ich nicht, ob Waiter ihrem Freund je die Wahrheit erzählt hat. Und falls die beiden geheiratet haben, hat ihr Ehemann dann je den Menschen entdeckt, zu dem seine Frau in ihren Alpträumen wurde? Falls ja, haben die beiden den Mut gefunden, diese Tochter offen anzuerkennen? Damit hätten sie nicht nur gegen gesellschaftliche Normen verstoßen, die Ein-Kind-Politik würde es ihnen darüber hinaus unmöglich machen, je ein gemeinsames Kind zu bekommen. Die »leidende« Mutter könnte sogar von ihrem Arbeitgeber bestraft werden. Niemand in ihrer Umgebung würde sie je wieder respektieren, ganz gleich, was für ein wertvoller Mensch sie war. Wie viele chinesische Frauen waren im Laufe der Jahrhunderte auf diese Weise zerstört worden?

Das ist der Grund, warum ich nach jener Sendung immer an diese Frau denken musste, wenn ich Enyas Musik hörte. Wahrscheinlich wartet Waiter noch immer auf ihre Tochter, die jetzt über zwanzig sein muss, ungefähr in dem Alter, in dem ihre Mutter war, als sie sie zur Welt brachte. Alte Menschen in China sagen, man weiß nie, wie sehr einen

die eigenen Eltern geliebt haben, ehe man selbst ein Kind hat. Ob Waiters Tochter die Gefühle ihrer Mutter jetzt verstehen kann? Wahrscheinlich ist ihr nie gesagt worden, wer sie wirklich ist und woher sie kommt.

Ich habe Waiter nie vergessen. Sie ist nicht nur in Enyas melancholischer Musik für mich gegenwärtig; sie und ihre Geschichte haben mich mit einer neuen Frage konfrontiert, die mir seitdem keine Ruhe lässt: Werden jetzt, wo China so viele dramatische Veränderungen durchlaufen hat, Frauen, die aus Gründen der Tradition gezwungen waren, ihre Babys wegzugeben, die Chance erhalten, sie wieder in die Arme zu schließen?